

Rudolf Schlauch, *Hohenlohe*. Land der Kunst und Geschichte, Land der Reben und Früchte, Land im heiteren Lichte. 207 S. W. Kohlhammer Stuttgart 1956. – Die akademische Historiographie der alten Schule muß den Konkurrenzkampf, den sie während des letzten halben Jahrhunderts mit der erzählenden und romanhaften Geschichtsliteratur auszufechten hatte, heute zumindest vor dem breiten Publikum als verloren ansehen. Auch in der Landesgeschichte spürt man das. Die unmittelbare und bloß korrekte Wiedergabe von Quellen verfängt beim modernen Leser nicht mehr; unsere vielgewöhnte (und vielentwöhnte) Zeit scheint nach einer neuen Art von Heimatbüchern zu verlangen, in denen die Elemente der aufklärerischen Reisebeschreibung, die Statistisches mit Geschichte und Geschichtchen verband, die Reize des poetisch-historischen Landschaftsbildes, wie sie die Romantiker-Generation zwischen dem jungen Tieck und dem alten Schönhuth gab, ebenso enthalten sind wie der unbelastet muntere Ton des modernen Publizisten.

Daß der Verlag W. Kohlhammer, der im Hinblick auf die ältere und solide Landesgeschichte ja beinahe in einem Atemzug mit ihr genannt werden muß, sich mit Schlauchs Buch nun auch dieser neuartigen Spezies angenommen hat, ist besonders dankenswert. Zumal er mit Rudolf Schlauch einen Verfasser gefunden hat, der mitten im Industriegebiet des mittleren Neckartals aufgewachsen, jetzt als Pfarrer in Bächlingen zu einem geradezu streitbaren Verkünder der hohenloheschen Schönheiten geworden ist. Wir müssen es, neben dem ernst genommenen Auftrag, seinen Teil zur weiteren Hebung des Fremdenverkehrs beizutragen, dieser notwendigen Vorliebe zugute halten, wenn wir von dem „zu den größten Kunstwerken der Welt zu rechnenden Altar Riemenschneiders“ zur Muswiese, dem „ältesten Volksfest, das wir überhaupt kennen“ geführt werden, wenn wir von Schloß Stetten, das in seiner „Verbindung von Landschaft und alter Burgenromantik“ eine Vollkommenheit erreicht, die „in Deutschland wahrscheinlich kaum mehr zu finden ist“, anschließend zur Unterregenbacher Krypta fahren, einem „sonst auf deutschem Boden selten zu findenden Stück alter Kryptenkunst“, wenn uns neben Gottfried von Hohenlohe, einem der „bedeutenden Vertreter“ des deutschen Minnesangs auch Karl Julius Weber, „der größte Satiriker und Essayist Deutschlands“ vorgestellt wird. Das sind ein paar Akzente aus diesem Buch, und nebenbei auch kleine Übertreibungen, deren das Hohenlohe schon eigentlich nicht mehr bedarf.

Aber Rudolf Schlauch will ja nicht wissenschaftliche Geschichte und Volkskunde; sein Buch ist nicht die lange schon fällige, historisch verantwortliche Geschichte der Landschaft Hohenlohe, wiewohl es sich zum erstenmal um eine räumliche und geistige Abgrenzung des Ländchens müht. Schlauch will unterhalten, „mit der Geschichte und ihren Stiefschwestern Kunst-, Bau-, Literatur-, Kirchen- und Dynastengeschichte, auch mit verschiedenen anderen Zweiggebieten“, will dem mit vielleicht zu populären Analysen eingefangenen „Städter“ ein liebliches Land erschließen und eben ganz einfach und ohne alle literarischen Ansprüche – plaudern. Oft hat seine gewandte, mitunter aber zu unbeschwerte Feder sachliche Fehler aller Art mit festgehalten, die der Fachmann indes rasch erkennen und sicher auch für eine etwaige Neuauflage, soweit möglich, verbessern wird. Davon abgesehen geht man amüsiert am Leitseil der „Dame Klio“ – oder der „Dame Phantasie“, wie Schlauch sie an anderer Stelle nennt – und trabt schnell in des Verfassers „Phantasiekutsche“ und beim freundlichen Hörnerschall des Postillons durch ein Land unzerstörbarer Romantik. Fast hätte man über den eigenen Erinnerungen und vielleicht auch über den Reiselüsten, die einen angehen beim Auftauchen des einen oder anderen Ortsnamens, über

den Sätzen „Noch immer ist der ‚Färscht‘ trotz republikanischer und demokratischer Firnis der pater patriae“ und „Dies Reich des ‚Immer noch‘ möchte Hohenlohe seinen Einwohnern und seinen Besuchern sein“ ganz vergessen, daß das Hohenlohesche heute staatliches Notstandsgebiet ist und also neben „Kärwe“-Kuchen und guten Weinen auch Sorgen hat.

Spannungen zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die dem äußerlich fein ausgestatteten Buche hier wie überall seine eigene Note verleihen.

Otto Borst

*Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600*. Zum Jubiläum der Stadt Schwäbisch Hall 1956. Bearbeitet von Dr. Gerhard Wunder unter Mitwirkung von Georg Lenckner. (Württ. Geschichtsquellen. Hrsg. v. d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg mit Unterstützung der Stadt Schwäbisch Hall. 25. Bd.) 708 S. Kohlhammer, Stuttgart 1956.

Hohenlohe ist Burgen- und Adelsland. Aber auch, was ein Mann wie Karl Weller schon nachzuweisen gesucht und allein die Gestalt Karl Julius Webers in überlegener Weise zu bestätigen vermocht hat, ein Land, man möchte sagen, unauffällig selbständigen Bürgertums. Von den zwei tatsächlich bedeutenden Reichsstädten, durch welche die alte Grafschaft Hohenlohe im Süden und Osten mit den Auswirkungen realer Machtzentren flankiert wurde, ist Hall durch die Publikation Gerhard Wunders über „Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600“ wieder nachdrücklich in die ihr zukommende geschichtliche Bedeutung gerückt worden. Eben auch im Hinblick auf die allgemeine hohenlohesche Geschichte, die zudem in Wunders Buch eine unnachahmlich persönliche Bedeutung gewinnt: So manche Familie dürfte hier überraschende Auskunft über ihre Vorfahren finden.

Für manchen zukünftigen Benutzer mag schon die erste Bekanntschaft mit dem Nachschlagewerk zu sehr ins Detail und ins Spezielle geführt haben, so etwa in die nach Gmelin nun wieder aufgenommenen aber auch jetzt noch nicht abgeschlossenen Überlegungen über Geldwerte und Vermögenssumme. Alle 85 Seiten der „Einführung“ sind, ohne daß grundsätzliche Wiederholungen das Ziel der Arbeit verwischen würden, in sich recht verklammert: Verständlich bei einer systematischen Zusammenfassung so verwandter Kapitel wie „Die Vornamen“, „Der Wechsel der Familiennamen“, „Der Rat“, „Die Handwerker“, „Herkunft und Abwanderung“ usw. So beherrscht aber diese allgemeine Übersicht und übrigens auch ihr historisches vor Überhöhungen und Anachronismen sich bewußt distanzierendes Urteil ist, so vorsichtig und objektiv ist auch die Sprache des Verfassers, ohne ins Trockene (man vgl. die humorige Zitierung über der Wirt „besondere Influenz zum Adel“) oder bloß Antiquarische (s. den Vergleich mit heutigen Gebräuchen in England und der Schweiz) zu verfallen. Wunder macht überhaupt mit einer alten, aber vielfach verlorengegangenen und für unsere Landesgeschichte geradezu lebenswichtigen Notwendigkeit wieder ernst: Er baut auf auf den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Vorgänger (Berger, J. L. Gräter, Gmelin, Kolb u. a.) und nennt, wo immer er die Leistungen lebender wissenschaftlicher Kollegen in sein großes Gebäude einbaut, insbesondere die seines Mitarbeiters Georg Lenckner, aber auch Hommels u. a., diese frei beim Namen. Nimmt man hinzu, daß auch in der Wiedergabe der Bürgerlisten, dem mehr als 600seitigen Hauptteil des Buches, eine Menge einschlägiger, vor allem eben kulturgeschichtlicher Literatur verarbeitet worden ist, daß hier endlich einmal vernünftig zitiert wurde (das ebenso zopfige wie unpraktische „a. a. O.“ ist glücklicher Weise nicht zu finden), dann ist das Urteil, daß hier ein Werk von bester wissenschaftlicher Tradition entstand, wohl angemessen.



Schon das über die Haller Beet (Vermögenssteuer, von „bitten“) grundsätzlich Gesagte gibt wichtige Ergänzungen nicht nur zu den Forschungen von Belows und Th. Knapps, sondern eben auch zur Geschichte der Reichsstadt selbst, wobei Wunder nicht verschweigt, daß die Beet allein „weder über die Finanzlage der Stadt noch über die tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse“ noch, wie man ergänzen darf, über sämtliche Bewohner des alten Hall in seiner großen Zeit Auskunft geben kann (die Armen, Fahrenden usw. waren beetfrei). Der vergleichende Blick auf die Finanz- und Steuerverhältnisse von Konstanz, Augsburg und besonders Heilbronn, die liebevoll aufgedeckten familiären Beziehungen zu anderen schwäbisch-fränkischen Reichsstädten geben dem Buch auch in unserer süddeutschen Städtegeschichte seinen wichtigen Platz. Sieht man von Einzelergebnissen ab, von der keineswegs nebensächlichen Tatsache etwa, „daß die Familiennamen des 15., ja auch des 16. Jahrhunderts“, wie Wunders Forschungen überzeugend darlegen, „weniger feststehend sind, als man bisher geneigt war anzunehmen“, so liegt überhaupt in diesem großen Zusammenhang der Geschichte deutschen Bürgertums auch die erste große Bedeutung des Buches. Was der Verfasser über Geschichte und Tradition der Haller Salzsieder sagt, ist wohl kaum mehr wesentlich zu überbieten, wenn auch seine Beurteilung vom Gegenwärtigen her die „Siedersrente“ vielleicht zu sehr ins Ideale rückt (vgl. die Gegenstimme Th. Hartmanns in Schwäb. Heimat, Juni 1956, S. 148). Gleichviel, das Verpflichtende dieser Tradition, von der das Buch so genaues Zeugnis gibt, ist lebendig. Die Erstarkung der „Bürger“schaft, die den starr gewordenen Adel vertreibt oder in sich langsam aufsaugt, die räumliche und geistige Weite, in die jene Generationen hineinwachsen, die selbstverständliche Anschauung, daß größerer Besitz „auch in höherem Grade für das Wohl und den Wohlstand des Gemeinwesens“ verantwortlich macht, das alles ist, mit Toynbee zu reden, den heutigen Haller Familien geschichtlicher „Anruf“, um so mehr, als von den 1396 nachgewiesenen Familien manche in Hall und sonstwo noch am Leben sind. Vor diesem beinahe politisch bedeutsamen Hintergrund wird Wunders Buch in der arg vernachlässigten, aber neuerdings durch Albrecht Schaefer u. a. wieder aufgenommenen familien- und standesgeschichtlichen Erforschung der schwäbischen Reichsstädte in Zukunft unentbehrlich bleiben.

In Zukunft, weil es eine Unmenge Anregungen enthält, z. B. im Kapitel „Vornamen“ oder in der Forschung neuzeitlicher Biographen der großen Haller, und weil es zu vielerlei Ergänzungen, wie der Herausgeber selber erhofft, Anlaß gibt. Mögen also die rund 10 000 Namensangaben, die übrigens hin und wieder in kurzen Zusätzen köstliche und tragische Schicksale vermuten lassen, ihre Liebhaber finden, solche, die nach den eigenen Vorfahren suchen, und solche, die am begonnenen Werk weiterarbeiten.

Otto Borst

*Heimatbuch Neu-Pasua.* Von Dr. Irmgard Hudjetz-Loeber. Verlag Heimatausschuß Neu-Pasua Reutlingen. 372 Seiten, 80 Abbildungen, Ganzleinen, Goldprägung, DM. 12.— Das Dorf Neu-Pasua war eines der größten Dörfer der Donauschwaben, und es war nach der Herkunft der Ansiedler im Gegensatz zu den meisten donau-„schwäbischen“ Siedlungen ein fast reines Schwabendorf. Es wurde 1791, als die josefinische Kolonisation bereits abgeschlossen war, von 62 württembergischen Familien gegründet, und es zählte 1944 über 6000 Seelen. Der leider gefallene Tübinger Volksforscher Dr. Hermann Haller schrieb in seiner Arbeit „Neu-Pasua und Neu-Banovci, zwei Schwabensiedlungen in Syrmien“ (in „Auslandsdeutsche Volksforschung, Bd. 1 1937): „Wo

vorher sumpfige Weiden und Rohrdickicht in der Niederung, ödes, mit Hecken durchsetztes Gestrüppland in der Lößebene der Erschließung harhten, dehnen sich unübersehbare Mais- und Weizenfelder, und inmitten liegt ein schmuckes Dorf, die jüngste Ansiedlung des ganzen Bezirks, aber heute nach dem Bezirksort die größte. Der Boden, auf dem diese Deutschen wohnen und den sie mit ihrer Hände Werk bestellen, ist im wahrsten Sinne des Wortes mit ihrem Schweiß und dem Blut ihrer Ahnen gedüngt. Fürwahr, es ist ein Leben voll Mühe und Arbeit, voll Opfer und Entbehrung, das diese Menschen, weit entfernt von ihrer Urheimat, führen, das aber auch reichen Segen gebracht hat nicht nur für sie selbst, sondern auch für das Land und den Staat, in dem sie leben und dem sie treu dienen und nützen wollen, um auch darin allen ein Vorbild zu sein.“ Die ganze Tragik des Donauschwabentums wird offenbar, wenn man diese Worte vergleicht mit einigen Zahlen aus dem hier besprochenen „Heimatbuch“: Das Buch führt aus dem ersten Weltkrieg 112 Kriegsoffer auf, aus dem zweiten 295 umgekommene Militär- und 169 Zivilpersonen. Von 6184 heute in alle Welt zerstreuten Neu-Pasuanern leben 5377 in Deutschland und hiervon 4459 in Baden-Württemberg. Sie verteilen sich vor allem auf die Kreise Reutlingen (930), Tuttlingen (470), Balingen (426), Münsingen (319), Biberach (309), Stockach (234), Hechingen (261), Saulgau (193), Wangen (191), Sigmaringen (182), Calw (171), Horb (165), Ehingen (125), Ravensburg (135). Von 1170 Neu-Pasuaner Familien in Baden-Württemberg haben 464, d. h. 40 % bereits ein Eigenheim. In Neu-Pasua aber zerfallen die Häuser, und die einst so gesegneten Fluren verwildern und veröden wieder.

Das hier vorliegende „Heimatbuch“ ist nach Inhalt und Ausstattung eine erstaunliche Leistung für eine heimatvertriebene Dorfgemeinschaft. Es berichtet von der Zeit der Auswanderung und der Ansiedlung bis zur Gegenwart. Auf 165 Seiten sind als Anhang in einem Familienregister alle Personen aufgeführt, die seit 1791 in Neu-Pasua geboren wurden und geheiratet haben.

In dem Buch heißt es an einer Stelle: „Der größte Teil der Neu-Pasuaner hat sich im Laufe der letzten Jahre in Württemberg, der Urheimat ihrer Ahnen, zusammengefunden. Hierher lockte sie nicht nur verwandte Sprache und Wesensart, sondern ebenso die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die die württembergische Industrie für strebsame und arbeitsfreudige Menschen bietet. So sind aus den Neu-Pasuaner Bauern zum großen Teil Industriearbeiter geworden. Aber wie es schon in Neu-Pasua zwar arme Leute gegeben hat, aber doch keine Proletariat im übeln Sinne des Wortes, so ist es auch jetzt. Auch unter veränderten Lebensbedingungen streben unsere Leute unbeirrt weiter vorwärts, nach einer gesicherten Existenz und einem eigenen Heim. Auch der alte Großvater wird sich niemals über seine, ach so kleine Rente beklagen. Irgendwie und irgendwo findet er immer noch ein kleines Geschäftle, durch das er sich nebenbei einen kleinen Verdienst schafft. Wir wissen, daß unsere Kinder, die in der neuen Umwelt aufwachsen, keine Neu-Pasuaner mehr sein und daß unsere Kindeskiner vielleicht gar nichts mehr von Neu-Pasua wissen werden. Möge doch unsere eigene Generation ihnen von der eigenen Substanz und vor allem von ihrem stillen und festen Gottvertrauen so viel weitergeben, daß auch sie in der neuen Heimat ihren Ahnen Ehre machen.“

Daß die Heimatvertriebenen bei uns einwachsen, ist für sie und uns von größter Wichtigkeit. Das bedeutet keineswegs, daß die Heimatvertriebenen ihre Heimat, die sie unter so viel Schmerzen und Opfern haben verlassen müssen, vergessen sollen. Im Gegenteil. Wer die alte Heimat nicht ehrt, wird auch der neuen nie wirklich verbunden werden.

Karl Götz